



# Einblicke 2012

Innovative Projekte der Caritas  
im Erzbistum Paderborn

Caritasverband  
für das Erzbistum  
Paderborn e.V.



# Inhalt

## Impressum

### Einblicke 2012

#### Innovative Projekte der Caritas im Erzbistum Paderborn

Beilage zum Jahresbericht 2012  
des Caritasverbandes für  
das Erzbistum Paderborn e. V.

### Redaktion

Jürgen Sauer, Markus Jonas;  
Fachstelle Grundsatzfragen  
und Öffentlichkeitsarbeit

### Herausgeber

Caritasverband für das  
Erzbistum Paderborn e. V.  
Am Stadelhof 15  
33098 Paderborn  
Telefon 05251 209-0  
www.caritas-paderborn.de

### Realisation

Mues + Schrewe GmbH,  
Warstein

### Zum Titelbild

Förderung für Kinder,  
deren Familien zu arm sind,  
um einen Kindergarten  
besuchen zu können:  
Das Kindersozialzentrum  
der Caritas Kaliningrad im  
russischen Mamonowo (Heili-  
genbeil) bietet pädagogische,  
psychologische und  
materielle Hilfe für Kinder.  
Das Zentrum ist mit Hilfe  
der Caritas im Erzbistum  
Paderborn errichtet worden  
und vereint ambulante,  
stationäre und teilstationäre  
Dienste. (Foto: Pohl)

- |                                  |           |  |
|----------------------------------|-----------|--|
| Armut                            | <b>4</b>  | <b>Überleben in Ruinen</b><br>Caritasverband für das Erzbistum Paderborn unterstützt sozial schwache Familien in Kaliningrad   |
| Gesundheits- und<br>Pflegeberufe | <b>8</b>  | <b>Pflege im Fokus</b><br>Pilotprojekt von IN VIA und Caritas bringt Jugendlichen Pflegeberufe nahe  |
|                                  | <b>10</b> | <b>Eine große Chance</b><br>Teilzeit-Pflegeausbildung als Weg in die Zukunft   |
| Menschen mit<br>Behinderung      | <b>12</b> | <b>Mobilität ist der Schlüssel</b><br>Josefsheim Bigge entwickelt Förderkonzept für Menschen mit Behinderung   |
|                                  | <b>14</b> | <b>Künstler im Dialog</b><br>Die Rechte von Menschen mit Behinderung stehen im Fokus eines ungewöhnlichen Projekts   |
| Integration und<br>Migration     | <b>16</b> | <b>Mit fremden Augen sehen lernen</b><br>Wie die Sinus-Milieu-Studie ganz praktisch bei der Integrationsarbeit in Lippstadt hilft                                      |
|                                  | <b>18</b> | <b>Wie funktioniert Deutschland?</b><br>Caritas-Projekt fördert Migranten am Heckersberg in Netphen  |
|                                  | <b>20</b> | <b>Misstrauen entkräften</b><br>Pilotprojekt von Caritas und SkF in Minden bildet Migranten zu ehrenamtlichen rechtlichen Betreuern aus                                |
| Altenhilfe                       | <b>24</b> | <b>Alarm, wenn der Kühlschrank nicht geöffnet wird</b><br>Pilotprojekt erprobt den Einsatz moderner Sensortechnik für ein sicheres und selbstbestimmtes Leben im Alter |
|                                  | <b>26</b> | <b>Es geht auch ohne!</b><br>Das St. Bonifatius Wohn- und Pflegeheim in Unna verzichtet auf die Fixierung seiner Bewohner  |
| Jugendsozialarbeit               | <b>28</b> | <b>Neue Aufgabe im Fußballstadion</b><br>Fanprojekt des Caritasverbandes Paderborn   |
| Ehrenamt                         | <b>32</b> | <b>Anker im Alltag</b><br>Beim Projekt „Starthilfe“ begleiten ehrenamtliche Paten junge Menschen auf dem Weg ins Berufsleben   |

## Ein Wort zuvor



Liebe Leserin, lieber Leser,

bereits zum dritten Mal legen wir Ihnen mit der Reihe „Einblicke“ eine Praxis-Beilage zu unserem Jahresbericht „Akzente“ vor. Ergänzend zu den Arbeitsschwerpunkten des vergangenen Jahres aus Sicht eines Caritas-Spitzenverbandes, heben wir damit innovative Projekte, Arbeitsansätze und Maßnahmen hervor, die die Anstrengungen der örtlichen Caritas für den Menschen weiterentwickeln. Caritas darf ja nicht auf der Stelle treten.

Wir leben die Pflicht, aktuelle Lebensbedingungen und Gegebenheiten in sozialen Räumen wahrzunehmen und nach fachlichen, solidaritätsfördernden und effektiven Arbeitsansätzen zu fragen; wir leben die Möglichkeit, der Kreativität und dem Engagement unserer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter Raum zu geben; wir haben den Anspruch, Altes zu hinterfragen, Bewährtes zu erhalten und Neues zu erproben. Dabei ist die Caritas immer auch eine lernende Organisation und an der fachlichen, organisatorischen und solidarischen Weiterentwicklung interessiert.

Konkret denke ich etwa an die passgenau auf die Zielgruppe zugeschnittene Beratung von Migranten in Lippstadt, die Gestaltung attraktiver Rahmenbedingungen in der Pflegeausbildung in Meschede oder den Einsatz intelligenter technischer Lösungen in Brilon, damit selbst demenziell Erkrankte im Alter möglichst lange im eigenen Zuhause leben können – die Arbeit der Caritas ist so vielfältig und bunt wie die Menschen, die in ihr arbeiten oder von ihr profitieren.

Der Einzelfall sagt oft mehr über das Wesen unserer Arbeit aus, als alle Zahlen und Statistiken es könnten. Deshalb präsentieren wir Ihnen eine Auswahl an interessanten und innovativen Projekten der Caritas im Erzbistum Paderborn. Angesichts von mehr als 1800 Einrichtungen und Diensten kann diese Auswahl notwendigerweise nur ein kleiner Ausschnitt der Projekte sein, die neue Ansätze von Hilfeleistungen thematisieren.

Danken möchte ich all denen, für die Caritas mehr als ein Job ist, die mit ihrer Einfühlsamkeit und ihrem Einsatz, ihrem Erfindungsreichtum und ihrer Kreativität dazu beitragen, unsere Hilfen und Dienste im Sinne der Menschen zu gestalten, weiterzuentwickeln und voranzubringen.

Josef Lüttig, Diözesan-Caritasdirektor

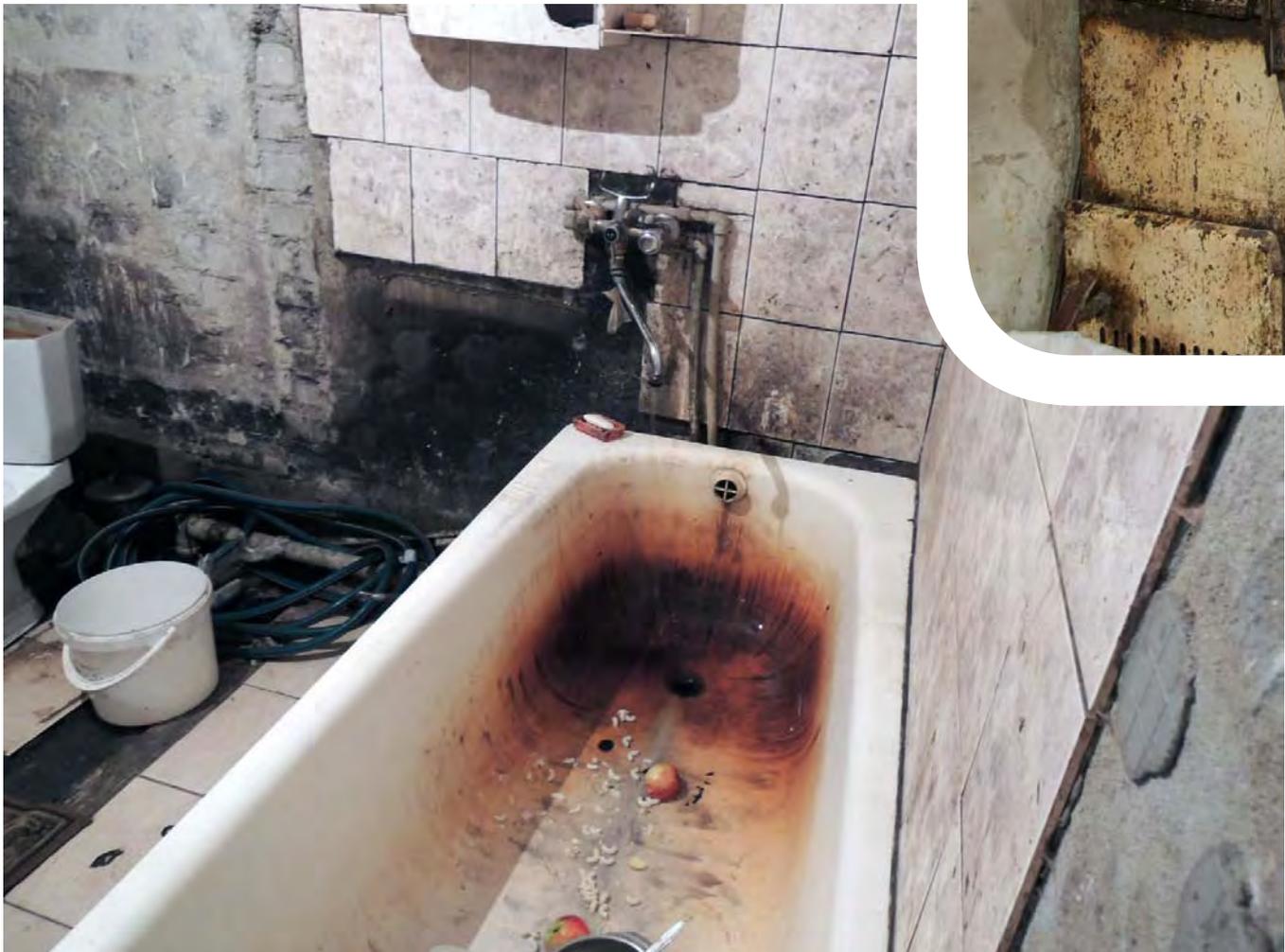
# Überleben in Ruinen

Caritasverband für das Erzbistum Paderborn unterstützt sozial schwache Familien in Kaliningrad

Wladyslaw scheint die Schlaglöcher vorauszuahnen. Geschickt lenkt der polnische Priester den Fiat-Kleinbus über die Holperpisten. Unterwegs ist er abseits der Hauptstraße, die früher Reichsstraße 1 hieß und heute als „A 194“ in der russischen Exklave Kaliningrad das frühere Königsberg mit dem Grenzort Mamonowo (Heiligenbeil) verbindet. Nur noch wenige Häuser sind hier auszumachen zwischen Feldern, die seit Jahren nicht mehr bestellt wurden. Vieles liegt brach, weil Spekulanten aus Moskau oder St. Petersburg das Land gekauft haben, ohne ein Interesse an einer landwirtschaftlichen Nutzung zu haben. Nicht nur die Vegetation ist sich selbst

überlassen, auch die Landarbeiterhäuschen, die oft noch aus deutscher Zeit stammen. Es sind bessere Ruinen, die man spottbillig mieten kann: umgerechnet zehn Euro im Monat für verrottete und verschimmelte Behausungen. „Nicht einmal Tiere würde man hier unterbringen“, erklärt Oksana Steshka von der Caritas Kaliningrad. Kurz darauf stoppt Wladyslaw den Bulli an einer solchen Ruine. Hier lebt Olga, alleinerziehende Mutter von acht Kindern.

Die Familie hat die Besucher schon erwartet: die Mitarbeiter der Caritas aus Paderborn, vor allem aber Schwester Alberta vom Sozialzentrum der Caritas in Mamo-





nowo. Mit Gebrüll stürzen Maksim und Nikita, die Zwillinge, auf die Ordensfrau zu und schließen sie in die Arme. Im Handumdrehen sind die Besucher von anderen Kindern umringt. Wo sie überall herkommen, ist im Halbdunkel des stickigen Raumes nur zu erahnen. Die schwach leuchtende Glühbirne an der Decke verdeckt gnädig den Blick auf das heruntergekommene Mobiliar. Neben an im Badezimmer erkennt man eine verrostete Badewanne.

Schwester Alberta hat Obst mitgebracht. Wie ein halbes Dutzend andere Familien könnten auch Olga und ihre Kinder ohne regelmäßige Lebensmittelspenden der Caritas nicht überleben. Gelegenheitsjobs

und ein wenig Kindergeld reichen nur für das Nötigste. Zwei Euro kostet das Kilo Äpfel am Straßenstand in Kaliningrad; 200 bis 300 Euro stehen dem an monatlichem Durchschnittseinkommen gegenüber. Tränen stehen Olga in den Augen, als sie Schwester Alberta auf die Wange küsst. „Sie gibt mir Kraft, das Ganze hier zu überstehen“, sagt sie. Ohne Schwester Alberta und ihre Mitschwester gäbe es auch Maksim und Nikita nicht. Die Mutter hatte bereits sechs Kinder, als sie mit den Zwillingen schwanger wurde. Sie wollte abtreiben lassen, als der Krankenhausarzt sie auf die Ordensfrauen in Mamonowo und die Hilfe der Caritas aufmerksam machte.

**Oben** Angelina wird wie andere Alleinerziehende von Schwester Alberta regelmäßig aufgesucht. Die Mutter von vier Kindern muss mit umgerechnet 300 Euro im Monat zurechtkommen – bei einem durchaus westlichen Preisniveau im Kaliningrader Gebiet. (Foto: Pohl)

**Unten** Die einzige Waschmöglichkeit für eine neunköpfige Familie besteht aus einer verrosteten Badewanne. (Foto: Sauer)

Seit fast 20 Jahren sind die Katharinen-schwwestern in Mamonowo präsent. Eigentlich stammt die Ordensgemeinschaft aus dem benachbarten Braunsberg (Braniewo) auf der polnischen Seite der Grenze. Nach dem Ende der Sowjetunion und der Öffnung des bis dahin militärisch genutzten Kaliningrader Gebietes zog es einige Schwestern nach Mamonowo, an den Sterbeort ihrer Ordensgründerin Regina Protmann. Das katholische Schwesternhaus wurde bald Anlaufstelle für bedürftige Kinder und Familien. Einigen wenigen Straßenkindern konnten die Schwestern Obdach bieten.

Mit Spenden aus dem Erzbistum Paderborn ist jetzt in unmittelbarer Nachbarschaft des Schwesternhauses ein Sozialzentrum entstanden, das die Schwestern im Auftrag der Caritas Kaliningrad betreuen. Hier werden vor allem Kinder gefördert, die zu arm sind, um einen Kindergarten besuchen zu können. Diese Förderung ist wichtig, weil Kinder aus sozial schwachen Familien in der Schule als „lernbehindert“ abgestempelt werden, weil die Eltern oft drogen- oder alkoholkrank

sind. Per Bulli werden die Kinder aus dem Umland zum Sozialzentrum gebracht.

Das schicke Gebäude, benannt nach der seligen Regina Protmann, bietet optimale Voraussetzungen der Versorgung: mit Lebensmitteln und Bekleidung, aber vor allem mit pädagogischer Förderung. Manche Kinder stehen hier erstmals in ihrem Leben vor einem Waschbecken. „Sie wissen nicht, was das ist“, erklärt Oksana Steshka. Bei Bedarf ist auch psychologische Hilfe möglich. Manche Kinder sind traumatisiert. Extremes Beispiel ist der Fall von Geschwistern, die als Kleinkinder unversorgt von ihren Eltern im Stich gelassen wurden. Sie wurden durch Zufall von Nachbarn entdeckt und gerettet. Ein Baby war bereits im Schlaf von Ratten angefallen und im Gesicht verletzt worden. „Ich weiß nicht, wie man lacht“, antwortete dieses Kind auf die Frage einer Erzieherin, warum es niemals lächelte.

Neben der Hilfe für die Kinder geht es der Caritas und den Ordensfrauen darum, „Risiko-Familien“ zu stabilisieren.

Hierfür setzen die Ordensschwwestern auf die Mütter. „Wir zeigen den Frauen, wie man wäscht, kocht und preiswert einkauft“, weiß Schwester Alberta. Ihr Traum ist es, aus dem Sozialzentrum einen Ort der Hilfe zur Selbsthilfe zu machen. Im Dachgeschoss könnten dafür Seminarräume entstehen, im Kellergeschoss Werkräume. Das ist alles Zukunftsmusik für ein Projekt, das nur aus Spenden finanziert wird. Doch die Hoffnung lebt bei der Caritas Kaliningrad und den Ordensschwwestern von Mamonowo. Auch dank der inzwischen 15-jährigen Unterstützung von Spendern aus dem Erzbistum Paderborn.

Jürgen Sauer



Das Kindersozialzentrum der Caritas Kaliningrad in Mamonowo (Heiligenbeil) bietet pädagogische, psychologische und materielle Hilfe für Kinder: Das Zentrum ist mit Hilfe der Caritas im Erzbistum Paderborn errichtet worden und vereint ambulante, stationäre und teilstationäre Dienste. (Fotos: Pohl)



### Hinweis

Spenden für das Kindersozialzentrum der Caritas Kaliningrad sind möglich an den Caritasverband für das Erzbistum Paderborn, Konto 4300 bei der Bank für Kirche und Caritas, BLZ 472 603 07. Stichwort: Mamonowo.



## Pflege im Fokus

Pilotprojekt von IN VIA und Caritas bringt Jugendlichen Pflegeberufe nahe

Ich wollte was Praktisches machen und mit Menschen zu tun haben.“ Fabian Jürgens hat seine Entscheidung für das „Freiwillige Soziale Jahr plus“ (FSJ plus) nicht bereut. In einem Pilotprojekt bietet der IN-VIA-Diözesanverband ein spezielles Freiwilliges Soziales Jahr für junge Leute an, die sich für einen Pflegeberuf interessieren. Ein Praktikum im Krankenhaus hatte Fabian Jürgens auch schon gemacht. Doch das fand der heute 18-Jährige „nicht so toll, weil man nicht so reinkommt und nur einfache Arbeiten machen darf“. In seinem FSJ im Krankenhaus St. Josef in Salzkotten dagegen durfte er unter fachlicher Anleitung „alles machen, was die Auszubildenden auch machen“. Er entschied sich für den Pflegeberuf und macht

jetzt eine Ausbildung zum Gesundheits- und Krankenpfleger.

Mit dem FSJ plus reagieren IN VIA und der Diözesan-Caritasverband, der das Projekt fördert, auf den drohenden Fachkräftemangel. „Das Konzept geht auf“, sagt Projektleiterin Birgit Evers. Im Schnitt mache die Hälfte der Teilnehmer im FSJ plus anschließend die Ausbildung in einem Pflegeberuf. „Man kann sich nur für einen Beruf entscheiden, wenn Hintergrundwissen darüber da ist“, erklärt sie. Das und einen intensiven Einblick in die Praxis bietet das FSJ plus. Dabei kooperiert IN VIA im Gebiet des Erzbistums Paderborn mit der Krankenpflegeschule des Brüderkrankenhauses St. Josef in

Paderborn sowie mit der Katholischen Schule für Gesundheits- und Pflegeberufe in Dortmund. Weitere Kooperationen sind geplant. In dem zwölfmonatigen FSJ plus werden die Teilnehmer an 25 Seminartagen auf die Arbeitsfelder der Gesundheits-, Kranken- und Altenpflege vorbereitet. Dazu gehören einfache praktische Pflege- und Techniken und die richtige Reaktion bei Notfallsituationen genauso wie der Umgang mit demenzkranken Menschen oder die Reflexion des Pflegealltags.

Die Teilnahme am FSJ plus bietet den jungen Leuten nicht nur Orientierung, sondern einen großen Vorteil auf dem Arbeitsmarkt, betont Matthias Hansjürgens, Leiter der kooperierenden Krankenpflegeschule in Paderborn. „Das ist ein dickes Plus für die Bewerber.“ Zumal in Paderborn etwa im Brüderkrankenhaus auf 28 Ausbildungsplätze 400 Bewerber kommen. „Das erhöht die Chancen von Teilnehmern am FSJ plus im Bewerbungsverfahren, gerade auch für die ohne Abitur.“

Projektleiterin Birgit Evers sieht „Synergie-Effekte für alle Beteiligten“. Die Teilnehmer lernen die Einrichtungen kennen, werden pädagogisch begleitet und bekommen Sicherheit in der Praxis. Bei Schwierigkeiten in der Einrichtung oder bei der anschließenden Bewerbung steht IN VIA den Jugendlichen zur Seite. „Gemeinsam entwickeln wir realistische Perspektiven“, erklärt Birgit Evers. Für die Einrichtungen sei es dagegen wichtig, qualifizierten Nachwuchs in der Pflege zu gewinnen.

Manchem Teilnehmer bringt das FSJ plus auch die Erkenntnis, dass der Pflegeberuf nichts für ihn ist. Wie etwa Heidi Wachsner. „Die Arbeitszeiten am Wochenende und an Feiertagen sind nicht mein Ding“, bekennt die 19-Jährige. Das FSJ plus hat ihr trotzdem etwas gebracht. „Ich habe gelernt, auf Menschen zuzugehen.“ Und mit Patienten wird sie auch weiterhin zu tun haben: Sie macht eine Ausbildung zur Arzthelferin.

Markus Jonas

**Oben** Bereuen ihren Entschluss für das Pilotprojekt FSJ plus nicht (v.l.): Fabian Jürgens, Anita Prieß, Christina Mendel und Heidi Wachsner

**Unten** Pflege ganz praktisch: Während der Seminarwochen üben die FSJ-plus-Teilnehmer die richtigen Handgriffe. (Fotos: Jonas)



# Eine große Chance

## Teilzeit-Pflegeausbildung als Weg in die Zukunft

**N**och einfacher kann einem die Ausbildung nicht gemacht werden.“ Petra Skarupa-Schäfer ist glücklich. Die 46-jährige Mutter dreier Kinder macht eine Ausbildung zur Gesundheits- und Krankenpflegerin. Das Besondere: Es ist eine Teilzeit-Ausbildung, eine der ersten in Nordrhein-Westfalen.

„Wir möchten eine neue Zielgruppe für die Pflege gewinnen“, erklärt Kursleiterin Heidelore Lessig von der Krankenpflegeschule des St.-Walburga-Krankenhauses in Meschede. Mütter, deren Kinder aus dem Haus sind, junge Mütter, Wiederein-

steiger ins Berufsleben, Menschen, die aus verschiedenen Gründen keine Ausbildung gemacht haben.

Menschen wie Petra Skarupa-Schäfer. Sie hat als LKW- und Taxifahrerin gearbeitet, eine Familie gegründet, ein Haus gebaut, ihre Eltern bis zu deren Tod gepflegt. Mit einer Freundin betreibt sie hobbymäßig einen Trödeladen in ihrer Garage. „Aber ich wollte auch noch was machen, wo der Kopf was zu tun hat, wo man richtig lernen muss.“ Ihre 21-jährige Tochter, die ebenfalls eine Krankenpflege-Ausbildung macht, erzählte ihr von der neuen Teilzeit-

Ausbildung. „Mama, das wäre doch was für dich.“ Die ersten Tage seien nicht einfach gewesen, gibt sie zu. „Erst hatte ich Angst, ob ich noch so lernen kann wie früher.“ Aber es klappte besser als gedacht. Mit der Tochter, die schon ein Jahr weiter in der Ausbildung ist, mache sie jetzt einen Wettbewerb, wer die besseren Klausuren schreibe, erzählt sie lachend. „Aber nur im Spaß.“

Für die ein oder andere der mitten im Leben stehenden Auszubildenden kann der Leistungsdruck, den Petra Skarupa-Schäfer locker nimmt, durchaus zum Pro-





blem werden, weiß Kursleiterin Heidelore Lessig. Denn Versagensängste sind bei den Älteren nicht weniger verbreitet als bei den sonst jüngeren Auszubildenden. Im Gegenteil: „Wie erklärt eine gestandene Mutter ihren Kindern, wenn sie eine Fünfschreibe? Was sagen die Nachbarn, wenn die Ausbildung abgebrochen wird?“ Dennoch überwiegt die Erkenntnis: „Das ist eine große Chance. Wer weiß, ob ich sonst noch eine bekomme.“

Gesellschaftspolitisch betrachtet sei dies ein wichtiger Beitrag zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf, sagt Eva Maria Müller vom Diözesan-Caritasverband in Paderborn. Sie glaubt, dass sich die Teilzeit-Pflegeausbildung im Gesundheitssektor etablieren wird. „Das ist der richtige Weg, wir machen die Ausbildung zur Pflegefachkraft attraktiver und gewinnen dadurch eine Chance, weitere Fachkräfte für die Pflege zu qualifizieren. Wir werden dieses Modell auch in andere Pflegeschulen weitertragen.“ Allerdings sei es dazu notwendig, dass das Land die benötigten

Ausbildungsplätze für eine Teilzeit-Ausbildung ausweise und diese künftig ergänzend zur Vollzeit-Ausbildung regulär möglich sei.

Interessant ist die nämlich auch für jüngere Auszubildende wie Lina Vorsmann. Die 20-jährige Mutter eines einjährigen Sohnes hatte sich erst für die Vollzeit-Ausbildung beworben. Als sie von der Möglichkeit einer Teilzeit-Ausbildung erfuhr, schwenkte sie um. „Jetzt habe ich mehr Zeit für mein Kind. Es darf nicht zu kurz kommen.“ Die Betreuung sichern eine Tagesmutter und der Vater des Kindes. Mit den übrigen Kursteilnehmerinnen versteht sie sich trotz Altersunterschied sehr gut. „Zuerst dachte ich, das könnte ja meine Mutter sein. Aber die Älteren akzeptieren uns, und der Klassenzusammenhalt ist sehr gut. Das habe ich so noch nie erlebt“, sagt sie und verabredet sich mit der mehr als doppelt so alten Petra Skarupa-Schäfer zum Essengehen am Freitagabend.

Markus Jonas

**Oben** Lina Vorsmann (r.) kümmert sich um Marina Edinger und ihre Tochter Emma auf der Gynäkologie-Station des St.-Walburga-Krankenhauses in Meschede.

**Unten** Teilzeit-Auszubildende Petra Skarupa-Schäfer (l.) überprüft unter den Augen ihrer Praxisanleiterin Mirjam Rettler (Mitte) und von Kursleiterin Heidelore Lessig (r.) den Blutdruck bei Ursula Schulte. (Fotos: Jonas)

# Mobilität ist der Schlüssel

Josefsheim Bigge entwickelt Förderkonzept für Menschen mit Behinderung

Der Bus hat kaum angehalten, da eilen sowohl der Busfahrer als auch andere Fahrgäste zu Hilfe. „So ist das eigentlich immer“, sagt Nadine Hoischen. Der Busfahrer klappt die Rampe heraus, ein älterer Herr hilft der 20-Jährigen, mit ihrem Rollstuhl gerade auf die Rampe zu kommen. So ist das Aussteigen kein Problem. „Die Hilfsbereitschaft der Menschen ist das, was mich am meisten überrascht“, freut sich die junge Frau.

Jeden Morgen ist sie mit dem Linienbus von Olsberg-Bigge, Haltestelle Bigger Bahnhof, nach Winterberg-Siedlinghausen, Haltestelle Oberdorf, unterwegs. In Siedlinghausen absolviert sie ein Praktikum in einem Blumenhandel. Die rund 20-minütige Busfahrt durch das Sauerland ist ihre tägliche Verbindung vom Wohnort zur Arbeitsstelle. Doch was bei Nadine Hoischen nicht nur an diesem Tag so offensichtlich problemlos klappt, ist für viele Menschen mit Behinderung ein Hindernis: sicher im Verkehr unterwegs zu sein und auf unvorhergesehene Situationen richtig reagieren zu können.

Zusammen mit weiteren Partnern geht das Josefsheim Bigge dieses Problem in einem zweijährigen Projekt an. Das Josefsheim qualifiziert rund 750 Menschen mit Körper-, Sinnes- und komplexen Behinderungen für den Arbeitsmarkt. „Kompetent mobil“ heißt das Projekt, es wird vom Bundesministerium für Arbeit und Soziales finanziell gefördert. Die Partner sind das Berufsförderungswerk Bad Wildbad im Schwarzwald, der Deutsche Rollstuhlsportverband, die Berufsgenossenschaft für Gesundheitsdienste und Wohlfahrtspflege und das Forschungsinstitut für Inklusion durch Bewegung und Sport der Deutschen Sporthochschule Köln.

„Wir konzentrieren uns im Projekt auf die Wege zwischen Wohnung und Arbeit“, sagt Jürgen Mies, Bildungsbegleiter im Josefsheim. „Wir möchten Menschen mit Behinderung befähigen, durch selbstständige Mobilität ihre Berufschancen zu

„Die Hilfsbereitschaft der Menschen hat mich am meisten überrascht“, sagt Nadine Hoischen. Dank rollstuhlgerechter Busse und der Unterstützung der Fahrer funktioniert das Ein- und Aussteigen problemlos.  
(Foto: Citoler)



verbessern.“ Dazu werden unter anderem ein neues Verfahren zur Einschätzung der persönlichen Situation und verschiedene Lerneinheiten entwickelt. „Wir setzen bei den Fähigkeiten der Menschen an, nicht bei den Defiziten“, erläutert Jürgen Mies. So gehe es zum Beispiel bei der persönlichen Einschätzung darum, Stärken herauszuarbeiten. „Damit können wir gezielt Ansatzpunkte der individuellen Förderung ermitteln.“

Nadine Hoischen brauchte etwas Zeit, sich an die für sie bis dahin ungewohnte Situation des Busfahrens zu gewöhnen und sich auf dem neuen Weg zur Arbeit zu orientieren. In den ersten Tagen wurde sie deshalb vom Job-Coach des Josefsheims, Klaus-Peter Körner, begleitet. „Dann ging das“,

stellt sie fest. Aber was könnte sie tun, wenn einmal ein nicht rollstuhlgerechter Bus auf der Linie 356 unterwegs wäre? „Sich auf neue Situationen einstellen, selbstständig Hilfe organisieren und handeln – an dieser Stelle setzen unsere Lerneinheiten an“, sagt Jürgen Mies. „Denn wir sind uns auch bewusst, dass wir mit unserem Projekt die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen nicht unmittelbar verändern können.“

Das Projekt läuft noch bis 2014. Sowohl die Busgesellschaft Regionalverkehr Ruhr-Lippe (RLG) als auch die Deutsche Bahn haben ihre Unterstützung zugesagt. Die RLG stellt dem Josefsheim einen Trainingsbus zur Verfügung, mit dem Menschen mit Behinderung das Ein- und Aussteigen ohne Zeitdruck üben können.

Die Deutsche Bahn bringt sich mit behindertengerechtem Informationsmaterial in die Entwicklung der Lerneinheiten ein. Grundsätzlich, das räumt auch die Bahn ein, sei dieses in den Städten schon weiter verbreitet als in ländlichen Regionen wie dem Sauerland.

Für Nadine Hoischen ist das Praktikum in Winterberg, rund 15 Kilometer von ihrem Wohnort entfernt, ein wichtiger Schritt zur beruflichen Weiterentwicklung. Sie möchte danach ihren Horizont noch erweitern, wenn möglich weitere Praktika machen. Mobilität ist dafür die Voraussetzung. „Deshalb bin ich gespannt auf die Projektergebnisse.“

Mario Polzer



*Ihr Praktikum in einem Blumenhandel in Winterberg ist für Nadine Hoischen ein wichtiger Schritt auf dem beruflichen Weg. Kränze und Gestecke zu dekorieren gehört dabei zu ihren Aufgaben. (Foto: Polzer)*

## Künstler im Dialog

Die Rechte von Menschen mit Behinderung stehen im Fokus eines ungewöhnlichen Projekts

**F**antastisch!“ Alfons Holtgreve ist begeistert. Der Maler und Grafikdesigner aus Warburg schaut sich die Antwort von Manfred Henke, einem Künstler mit Behinderung, auf eines seiner Werke an. „Jeder Mensch mit Behinderung darf Kinder haben.“ Zu diesem Satz aus der UN-Behindertenrechtskonvention hat Alfons Holtgreve einen für ihn typischen figürlichen Scherenschnitt entworfen: ein Baby auf den Knien eines Rollstuhlfahrers.

Manfred Henke, der seit 1968 im Heilpädagogischen Therapie- und Förderzentrum St. Laurentius in Warburg lebt, schaute sich das Bild an und legte los. Er antwortete mit einem ebenfalls für ihn typischen Bild: Er zeichnete ein Schlagzeug, das er mit Begeisterung auch spielt, daneben ein Baby-Schlagzeug. „Das ist sehr spaßig“, findet Alfons Holtgreve. „Sehr schön reagiert, wunderbar direkt und unverschvitzt.“

„Zu Recht im Gespräch“ ist dieser künstlerische Dialog überschrieben. 15 Werke sind auf diese Art und Weise entstanden. Zum Thema haben sie Aussagen der UN-Behindertenrechtskonvention, die in Deutschland seit 2009 geltendes Recht ist. Eine barrierefreie Gesellschaft, das Recht von Menschen mit Behinderung zu heiraten, zu arbeiten, ihre Meinung zu sagen, zu wählen, den eigenen Wohnort zu bestimmen – so manches, was selbstverständlich

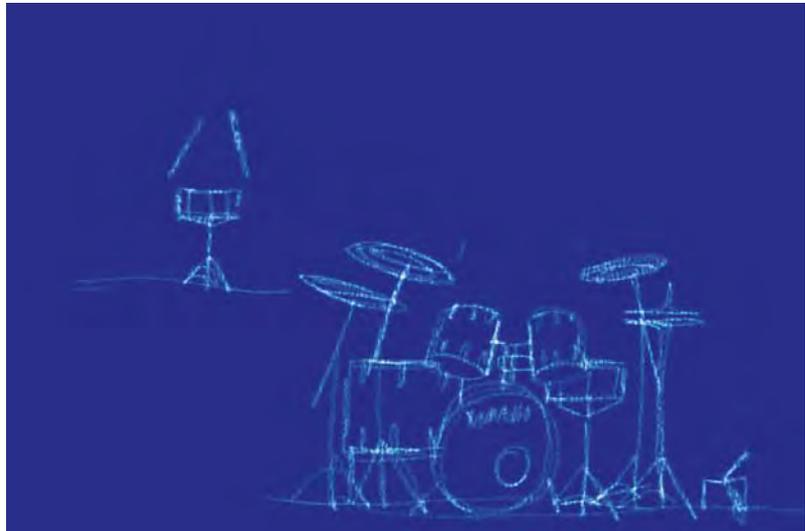


*Ute Dohmann-Bannenberg, Manfred Henke und Alfons Holtgreve (von links) präsentieren ein Ergebnis ihrer Zusammenarbeit: die Illustration des Grundrechts „Jeder Mensch darf an der Gesellschaft teilhaben“. Links ein Scherenschnitt von Alfons Holtgreve, rechts eine Interpretation mit Schlagzeugen von Manfred Henke. (Foto: NW/Krooss)*

sein sollte, ist es noch nicht. Für einen Meinungswandel in der Gesellschaft setzen sich Alfons Holtgreve und Manfred Henke mit ihren Werken ein. Letzterer aufgrund seiner Behinderung ganz ohne Worte. „Wir verstehen uns gut“, sagt Alfons Holtgreve, dessen Scherenschnitte auf Plakaten, Buch- und CD-Covern und als Zeitungssillustrationen eine weite Verbreitung gefunden haben. „Wenn wir uns treffen, haut er mir auf die Schulter und lacht.“

Mit den Rechten von Menschen mit Behinderung hat sich Manfred Henke schon häufig auseinandergesetzt. So illustrierte er im Auftrag des Landes NRW das seit 2008 geltende Wohn- und Teilhabegesetz. Die Werke des 61-Jährigen wurden bereits vielerorts ausgestellt, so etwa in Berlin, München und London. Mit Vorliebe zeichnet Henke Schlagzeuge in unterschiedlichsten Variationen in Atlanten. „Die Frage nach dem Warum kann nur erahnt werden“, sagt Ute Dohmann-Bannenberg, Kulturbeauftragte bei den Caritas Wohn- und Werkstätten im Erzbistum Paderborn, die das künstlerische Zwiegespräch anregte. Sie begleitet Manfred Henke seit vielen Jahren. Der werde durch die Anerkennung seines künstlerischen Wirkens und die Zusammenarbeit mit anderen Künstlern zusätzlich inspiriert, erklärt sie. Auf diese Weise sei Manfred Henke zu einem „Botschafter“ für Menschen mit Behinderung und die Anliegen der UN-Behindertenrechtskonvention geworden.

Die Behindertenrechtskonvention zeichne das Bild einer inklusiven Gesellschaft, sagt Ute Dohmann-Bannenberg, und damit die „Vision eines humanen, respektvollen und friedlichen Zusammenlebens und Zusammenhandelns der Menschen“. Zu ihrer Umsetzung sei mehr als eine kosmetische Korrektur in der Architektur oder die barrierefreie Gestaltung von Straßen nötig, betont sie. Dafür sei eine „Revolution in den Köpfen“ erforderlich. „Dazu braucht es Menschen wie Manfred Henke und Alfons Holtgreve“, sagt sie. Die Kooperation der beiden hat sie begleitet, das „Ring-



um Nähe und Distanz im künstlerischen Kontext“ beobachtet und Assistenz in Form von Kommunikationshilfen geleistet. „Das war für mich ein Geschenk.“ In Brakel wurden die 15 Werke schon einmal ausgestellt, weitere Ausstellungen sind in der Überlegung. „Ich wünsche mir, dass diese Werke Menschen ins Gespräch bringen“, sagt Ute Dohmann-Bannenberg, „dass diese Werke zunächst mit Gedanken und Worten gefüllt werden, die dann zu Taten reifen.“

Markus Jonas

*„Jeder Mensch mit Behinderung darf Kinder haben.“ Diesen Satz der Behindertenrechtskonvention illustrierten Manfred Henke (oben) und Alfons Holtgreve.*

## Mit fremden Augen sehen lernen

Wie die Sinus-Milieu-Studie ganz praktisch bei der Integrationsarbeit in Lippstadt hilft

Der Duft von gebackenem Brot ist längst verschwunden aus dem kleinen Ladenlokal mit dem Charme der 60er-Jahre in Lippstadt. Die großen Schaufenster und die Eingangstür erinnern noch an die längst vergangene Zeit. Heute sitzen dort, wo einst die Verkaufstheke stand, türkische Frauen, zum Teil mit Kopftüchern, und lernen im jetzigen Bewohnerzentrum „Am Rüsing“ Deutsch. Das Bewohnerzentrum ist Teil des Familienzentrums des Sozialdienstes katholischer Frauen (SkF) in Lippstadt. Damit es dazu kommen konnte, waren viele Überlegungen notwendig, bei denen auch die sogenannte Sinus-Milieu-Studie half. Diese Studie gruppiert Menschen, die sich in ihrer Lebensauffassung und Lebensweise ähneln.

Das Bewohnerzentrum liegt in einem Problemgebiet der rund 40 000 Einwohner zählenden Kernstadt. In den großen Mietshäusern der Siedlung wohnen inzwischen 90 Prozent Menschen mit sogenanntem Migrationshintergrund, vor allem muslimische Türken. Da ist doch eigentlich der Bedarf für Hilfen zur Integration groß, dachten drei sozialengagierte Frauen: Ute Stockhausen, Geschäftsführerin des SkF in Lippstadt, Dorothee Großekathöfer, Leiterin des Familienzentrums „Am Stadtwald“, und Elke Schmeenk, die Leiterin des katholischen Kindergartens in dem Gebiet. Das Familienzentrum eröffnete in dem ehemaligen Bäckerladen das Bewohnerzentrum „Am Rüsing“. Es sollte ein Treffpunkt für die Bewohner sein mit Angeboten und Hilfen für eine Integration in die deutsche Gesellschaft. Doch die Akzeptanz war enttäuschend für die Frauen. „Trotz niederschwelliger Angebote kamen die Leute nicht“, sagt Dorothee Großekathöfer, obwohl „Am Rüsing“ rund 1000 Menschen wohnen.

Abhilfe sollten Erkenntnisse der Sinus-Milieu-Studie schaffen. Mit Hilfe des Paderborner Generalvikariates wurde eine Fortbildung veranstaltet, das Wohngebiet durch die Brille des Sinus-Milieus zu se-

hen. „Wir haben erst einmal viele Fotos von unserem Standort gemacht“, sagt Ute Stockhausen. „Dabei ist uns erst bewusst geworden: Wie sieht das denn aus? Welche Außenwirkung haben unser Angebot und unser Lokal?“ Eigentlich sei alles so gewesen, wie wir selbst uns wohl fühlen. Der springende Punkt sei gewesen, dass das bei den Adressaten nicht der Fall gewesen ist.

So wurde die Optik des Treffpunkts geändert: schnörkellos, eher karg und steril, ein paar Tische, ein paar Stühle, weiße Wände. Einladungen seien nicht mehr in wohlige Worte gefasst worden mit Begründungen und einladenden Floskeln. „Da muss nur draufstehen: wann, wer, ohne Kosten“, sagt Ute Stockhausen. Und die Teilnehmer müssten etwas bekommen. „Konsummaterialismus“ nenne das die Studie. Bildung allein werde nicht als wertvoll und attraktiv betrachtet. Das müsse schon etwas Materielles sein.

Ähnliche Erfahrungen machte auch Elke Schmeenk im Kindergarten. Obwohl er von vielen türkischen Kindern besucht wird, sei die Elternarbeit gegen null gegangen. „Wir haben unsere Angebote noch niederschwelliger gemacht. Wir haben uns in die Werte der anderen, meist bildungsfernen Menschen eingedacht und für Deutsche nicht nachvollziehbare Hürden gefunden“, sagt die Kindergartenleiterin. So habe das Verteilen von Schultaschen einen ungeahnten Erfolg für die Elternarbeit gebracht. Wenn man für deutsche Eltern propagiere: „Kommen Sie zum Elternabend, Sie bekommen eine Schultasche“, gehe der Schuss in die genau andere Richtung los: Wenn ich zu dem Abend komme, könnten ja andere denken, ich käme nur wegen der Tasche. Jetzt ist die Elternarbeit des Kindergartens in die Angebote des Bewohnerzentrums integriert.

Sie hätten schon viele kleine Fallen entdeckt, die, mit den Augen des anderen Kulturkreises betrachtet, für ihre Ange-



Engagieren sich mit neuen Methoden für das Bewohnerzentrum „Am Rüsing“ in Lippstadt (v. l.): Ute Stockhausen, Dorothee Großekathöfer und Elke Schmeenk vom Sozialdienst katholischer Frauen haben mit Fotos erkundet, wie ihre Einrichtung nach außen wirkt. (Foto: Vieler)



bote abträglich seien, sagt Dorothee Großkathöfer und erinnert sich an den Termin eines Schwimmkurses für Frauen. Die üblicherweise anwesende Bademeisterin war krank und wurde durch ihren männlichen Kollegen vertreten. Folge: Das Schwimmen musste an dem Tag abgesagt werden. Das sei für deutsche Vorstellungen eher kurios, für die Akzeptanz von Angeboten

durch Migranten eines speziellen Kulturkreises aber unerlässlich. Man muss die Klienten eben da abholen, wo sie stehen, zitiert Ute Stockhausen eine alte sozialpädagogische Regel. Und in dem alten Bäckerladen gibt es jetzt deutsche Werte huckepack mit Materiellem.

Gerd Vieler

# Wie funktioniert Deutschland?

## Caritas-Projekt fördert Migranten am Heckersberg in Netphen

Das Caritas-Banner flattert vor dem Balkon im dritten Stock: Für die mehr als 1500 Bewohner des Heckersbergs, einer Hochhaus-Siedlung in Netphen-Dreistiefenbach, ein Signal: Das Projekt-Büro ist geöffnet; wer Zeit und Lust hat, kann vorbeikommen – zur Information, Beratung oder einfach nur zum Austausch. Seit Mai 2009 hat die Caritas die Wohnung im dritten Stock gemietet für das Integrationsprogramm „Brücken für die Zukunft bauen“. Es ist eines von fünf Projekten in ganz Nordrhein-Westfalen, die durch das Bundesministerium des Innern gefördert wurden. Wegen der guten Resonanz bleibt es bestehen.

den Frauen zu, gibt Tipps für die Schulplanung der Kinder und bei Erziehungsproblemen. Immer dienstags trifft sich die Frauengruppe, inzwischen kommen Frauen aus vielen Nationalitäten, aus Afrika, dem Kosovo, Russland.

Seit die Beratungsstelle für Migration und Integration des Caritasverbandes Siegen-Wittgenstein vor gut vier Jahren das Projekt aufgebaut hat, hat sich in dem Stadtteil viel zum Positiven verändert. Zwar liegt die Hochhaus-Siedlung abgeschottet auf einem Berg ohne Infrastruktur, die Busverbindungen sind schlecht. Es gibt kein Geschäft, keine Gaststätte, keine Telefonzelle. Aber in den letzten Jahren haben die Caritas-Mitarbeiterinnen ein Netzwerk vor allem für die Familien aufgebaut.

Viele Bewohner kennen sich mittlerweile ganz gut, schauen auch mal nach dem Rechten, wenn das Caritas-Büro geschlossen ist. „Ein Ziel des Projekts ist es, bei den Bewohnern die Eigenverantwortung für ihren Stadtteil zu stärken. Da hat sich schon einiges verbessert“, sagt Projektmanagerin Barbara Köberlein vom Caritasverband.

Die Hilfe zur Selbsthilfe funktioniert mittlerweile ziemlich gut. Sechs Freiwillige aus der Siedlung und der Gemeinde haben sich zu ehrenamtlichen

Integrationshelferinnen ausbilden lassen. Erstmals gab es dafür am Heckersberg die Schulungsreihe „Wie funktioniert Deutschland?“ An zehn Dienstagen trafen sich die Frauen im Caritas-Projektbüro und wurden geschult in Themen wie Behördengänge, soziale Sicherung, Schulsysteme, die Suche nach einem Kindergartenplatz oder einem Arzt. Die Frauen haben gelernt, wie der Alltag in Deutschland funktioniert. Ihr Wissen geben sie jetzt



*Treffpunkt Frauenstunde: für die Bewohnerinnen der Siedlung eine gute Gelegenheit, mit Heidrun Hagelauer (l.) vom Team des Caritas-Projektbüros über Alltagsprobleme zu sprechen  
(Fotos: Scheffler)*

Lydia Polakow hat einen selbst gebackenen Kuchen nach russischem Original-Rezept mitgebracht, ihre Nachbarin Vera Schmidt aus Kasachstan Tee und Brote. Im Hausflur duftet es nach frisch aufgebrühtem Kaffee. Es ist Frauenstunde „Zeit für uns“. „Vor allem die Frauen der Siedlung leben oft sehr isoliert, oft können ihre Kinder besser Deutsch sprechen als die Mütter“, erklärt Heidrun Hagelauer vom Team des Caritas-Projektbüros. Sie hört



als Ansprechpartnerinnen weiter. Den Einstieg in Deutschland erleichtern sollen auch Deutsch-Sprachkurse oder Info-Veranstaltungen zu speziellen Themen wie „Gefahren im Straßenverkehr“ oder „Unfallverhütung bei Kindern“. „Es geht bei unserem Projekt auch darum, die Eltern zu sensibilisieren“, sagt Barbara Köberlein. Denn ein Hauptziel des Projekts ist es, die Erziehungskompetenzen der Eltern zu verbessern, Eltern, aber auch Großeltern und Kinder in einem schwierigen sozialen Umfeld zu stärken.

Dabei sei die Hemmschwelle bei vielen Anwohnern zu Beginn des Projekts erst einmal groß gewesen. Fast jeder, der hier lebt, hat einen Migrationshintergrund, viele Kinder kommen aus Aussiedlerfamilien. Mehr als 40 Nationalitäten leben auf engstem Raum. Viele Bewohner hätten sich am Anfang gescheut, die Angebote anzunehmen, aus Angst davor, als Hilfesuchende stigmatisiert zu werden. Doch diese Anfangsprobleme sind überwunden. „Brücken gebaut“ haben die Caritas-Mitarbeiterinnen und -Mitarbeiter mit Angeboten, die den Menschen ganz

praktische Hilfe im Alltag bringen: mit Spielzeug- und Kleiderbasaren, Basteln, gemeinsamem Kochen, Gesprächskreisen, Ausflügen, Stadtteilstesten, Ferienkursen für Kinder. Die jungen Mütter der Siedlung treffen sich in einer Eltern-Kind-Gruppe. Um die Angebote alle leisten zu können, hat sich der Siegener Caritasverband einige Kooperationspartner ins Boot geholt, beispielsweise die Stadt Netphen, die Arbeiterwohlfahrt und die Volkshochschule des Kreises für die Integrationskurse.

Die finanzielle Förderung durch den Bund ist inzwischen zwar ausgelaufen. Projektmanagerin Barbara Köberlein ist aber überzeugt, dass es in Kooperation mit dem AWO-Familienzentrum und anderen Netzwerkpartnern eine Zukunft für das Projekt am Heckersberg gibt. Zumindest bis Mitte 2014 ist das Projekt noch in allerdings reduzierter Form gesichert. „Wir sind hier eine richtig gute Gemeinschaft geworden“, sagt auch Lydia Polakow. Und bietet allen noch einmal ein großes Stück von ihrem russischen Kuchen an.

Claudia Scheffler

*Hier werden Grasmännchen gebaut: Für viele Kinder der Heckersberg-Siedlung sind die Caritas-Bastelaktionen in den Ferien eine willkommene Abwechslung.*



# Misstrauen entkräften

## Pilotprojekt von Caritas und SkF in Minden bildet Migranten zu ehrenamtlichen rechtlichen Betreuern aus

Wenn ein Mensch aus gesundheitlichen Gründen seine persönlichen Angelegenheiten nicht mehr selbst regeln kann, wird das Leben schwierig. Deshalb gibt es in Deutschland die Möglichkeit der rechtlichen Betreuung. Eine Bevölkerungsgruppe profitiert bislang jedoch kaum davon: jene Menschen, die einen Migrationshintergrund haben. Aus diesem Grund ist in Minden jetzt eine bislang einzigartige Kooperation entstanden, die diesem Missstand abhelfen soll.

Sechs Monate lang haben Beatrix Dunker vom Fachdienst für Integration und Migration des Caritasverbandes Minden und Silke Schönfeld vom Sozialdienst katholischer Frauen zwölf ehrenamtliche Helfer im Grundlagenseminar „Gesetzliche Betreuung und Migration“ in den relevanten Aufgabenfeldern und Themenfeldern geschult. Dazu gehörten unter anderem die Vermögenssorge, die Gesundheitsvorsorge, Informationen zu Flüchtlingen in der Betreuungssituation und dem Glauben und den Lebensweisen von Mennoniten und Baptisten, die im Kreis Minden-Lübbecke sehr zahlreich leben. Das Besondere: Alle Freiwilligen haben selbst einen Migrationshintergrund – ein Novum, das viele Aspekte in der Zusammenarbeit erleichtert.

Dass der Bedarf nach Unterstützung groß ist, weiß Dunker aus ihrem Arbeitsalltag. „Der Migrationsprozess fordert diesen Menschen einiges ab. Familienstrukturen verändern sich, Verluste sind zu verarbeiten, das Leben mit einer unsicheren Zukunftsperspektive oder auch Diskriminierungserfahrungen sind Belastungen, die einem die Kontrolle über das Leben aus der Hand nehmen können.“ Das Problem: Die wenigsten Migranten holen sich die Unterstützung, die sie eigentlich bräuch-

ten. „Viele wissen gar nicht, dass sie gesetzliche Hilfe bekommen können, weil es diese Möglichkeit in ihren Heimatländern nicht gibt. Oder aber es herrscht so ein großes Misstrauen gegenüber Behörden und Institutionen, dass sie sich nur selten freiwillig dort Hilfe suchen würden.“



*Einzigartige Kooperation: Silke Schönfeld vom Sozialdienst katholischer Frauen (links) und Beatrix Dunker vom Fachdienst für Integration und Migration des Caritasverbandes Minden arbeiten in einem Haus. Durch die enge Verbindung ihrer Fachbereiche Gesetzliche Betreuung und Migrantenberatung entstand das Pilotprojekt „Gesetzliche Betreuung und Migration“.*

Ein Misstrauen, so die Überlegung der Pädagoginnen Dunker und Schönfeld, das sicherlich entkräftet werden könnte, wenn die Betreuung durch Landsleute erfolgen könnte – oder zumindest von Menschen, die wissen, wie es ist, in einem fremden Land zu leben. Seit September 2012 sind die neuen Helfer im Einsatz. Sie geben für ihre Klienten Einwilligungen zu Operationen und Heilbehandlungen, führen Gespräche mit Ärzten und Pflegepersonal, stellen Anträge bei Krankenkassen oder kümmern sich um die Kontoverwaltung.

Zwei von ihnen sind der Palästinenser Ghassan Mohamad und die Ukrainerin Valentina Weich. Jeder von ihnen hat mittler-

**Linke Seite** Vorreiter bei der Unterstützung von Migranten: Beatrix Dunker vom Fachdienst für Integration und Migration des Caritasverbandes Minden, die ehrenamtlichen rechtlichen Betreuer Ghassan Mohamad und Valentina Weich sowie Silke Schönfeld vom SkF (von links) sind an einem Pilotprojekt zum Einsatz von Migranten in der rechtlichen Betreuung beteiligt. Fotos: Quasdorf

**Oben Zertifikat fürs Ehrenamt:** Diese Urkunde bestätigt die Teilnahme Ghassan Mohamads am Grundlagenseminar „Gesetzliche Betreuung und Migration“. Erstmals übernehmen mit dieser Ausbildung Menschen mit Migrationshintergrund die gesetzliche Betreuung für ausländische Mitbürger.

**Unten Gesetzliche Hilfe auf Augenhöhe:** Der ehrenamtliche rechtliche Betreuer Ghassan Mohamad füllt gemeinsam mit einer Migrantin Anträge aus. Weil er fünf Sprachen spricht, kann er auf Menschen unterschiedlichster Herkunft individuell eingehen.  
Fotos: Quasdorf

weile bereits zwei Klienten betreut und die Erfahrung gemacht: Das Konzept geht auf. Schon dadurch dass sie selbst einen Migrationshintergrund haben oder dieselbe Muttersprache sprechen wie ihre Klienten, gibt es einen großen Vertrauensvorschuss. Behutsam und mit viel Einfühlungsvermögen nutzen sie diesen Bonus, um ihre Landsleute zu informieren und ihre Interessen zu vertreten.

Valentina Weich organisiert derzeit das Leben eines jungen Ukrainers, der nicht mehr bei seinen Eltern leben kann. „Er würde dennoch keinen der Schritte tun, die wir beschließen, ohne sich an seine Eltern und Großeltern zu wenden.“ Weil es aber eine Landsmännin ist, die von den deutschen Behörden geschickt wird, hat die Familie Zutrauen gefasst – die Zusammenarbeit läuft. Etwas anders und fast schon paradox liegt die Situation bei Ghassan Mohamad. Der 46-Jährige spricht Arabisch, Russisch, Englisch und Ukrainisch, hat sich bislang aber um zwei deutsche Klienten gekümmert. „Das hat sich so ergeben, und die Chemie stimmte“, sagt Mohamad und lacht.



Beatrix Dunker und Silke Schöfeld sind bislang vollauf zufrieden mit ihren ehrenamtlichen Helfern. Gern würden sie das Projekt wiederholen und weiter ausbauen. Doch die Gelder, die das Land dem Modellversuch zur Verfügung gestellt hat, sind aufgebraucht. Dabei kann in den Augen der Pädagoginnen gar nicht genug in diesen Bereich der gesetzlichen Betreuung

investiert werden. Zahlen, die den Bedarf für den Kreis Minden-Lübbecke, für das Land Nordrhein-Westfalen oder die Bundesrepublik dokumentieren, gibt es bislang nicht. Schätzungen datieren den Anteil rechtlich betreuter Migranten bundesweit auf ein Prozent. Lediglich für den Sozialdienst katholischer Frauen kann Silke Schöfeld genaue Angaben machen: „Im Schnitt haben von 30 Betreuten sieben einen Migrationshintergrund,

das entspricht also einem Anteil von 20 Prozent.“ Valentina Weich und Ghassan Mohamad sind glücklich, dass sie zu den Vorreitern gehören dürfen. „Ich habe so viel Unterstützung erfahren, als ich vor elf Jahren nach Deutschland kam“, sagt Mohamad. „Und davon kann ich jetzt einen Teil zurückgeben.“

Anneke Quasdorf





*Hemmschwellen abbauen:  
Weil die ehrenamtliche rechtliche Betreuerin Valentina Weich selbst lange Zeit eine Fremde in Deutschland war, findet sie schnell Zugang zu anderen Migranten. Dieser Vertrauensbonus ist in der gesetzlichen Betreuung eine große Erleichterung.*

# Alarm, wenn der Kühlschrank nicht geöffnet wird

Pilotprojekt erprobt den Einsatz moderner Sensortechnik für ein sicheres und selbstbestimmtes Leben im Alter

Mit dem Einsatz „smarter“ Techniken will der Caritasverband Brilon Senioren helfen, ein selbstbestimmteres Leben im Alter zu führen. In einem Pilotprojekt wird dazu der Einsatz von Sensortechnik im häuslichen Umfeld von Senioren getestet. Mit einem vom Hochsauerlandkreis geförderten Pilotprojekt will der Caritasverband Brilon Senioren ermöglichen, möglichst lange in ihrem gewohnten Lebensumfeld zu bleiben. Eingesetzt werden dafür beispielsweise Licht- und Bewegungssensoren, die außergewöhnliche Alltagssituationen registrieren und darauf reagieren.

„Die Interessen der Anwender stehen dabei im Vordergrund“, betont Karen Mendelin, Fachbereichsleiterin der Alten- und Krankenhilfe des Caritasverbandes Brilon: „Neben dem Einsatz der Technik sind

für uns eine hohe Beratungsqualität und Begleitung von zentraler Bedeutung. Wir beschäftigen uns auch damit, wie wir Menschen motivieren können, einen sinnvollen Einsatz von alltagsunterstützenden Technologien zuzulassen.“

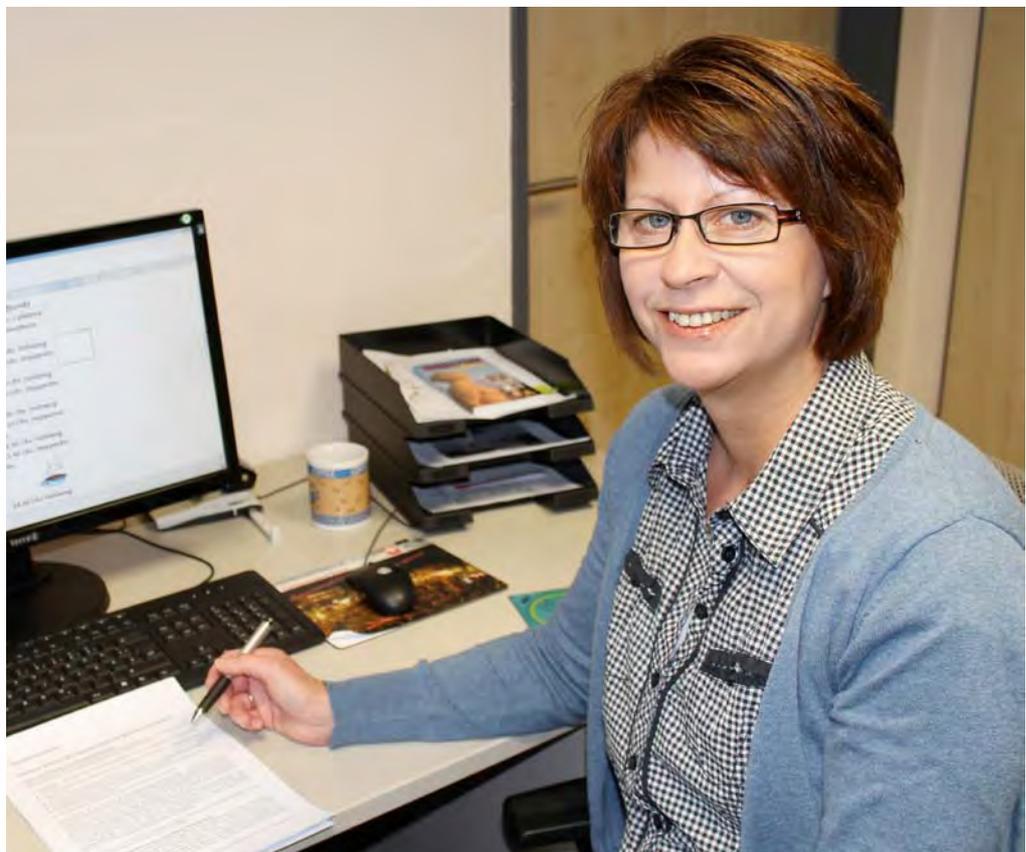
Einsatzmöglichkeiten zeigt Projektkoordinatorin Jutta Hillebrand-Morgenroth auf: „Ein Sensor kann beispielsweise am Kühlschrank angebracht werden. Wird der Kühlschrank etwa zwei Tage lang nicht geöffnet, wird das notiert. Dann kann nachgehört werden: War der Angehörige beim Nachbarn zum Essen eingeladen, oder hat er wirklich vergessen zu essen?“ Weitere Anwendungsbereiche wären beispielsweise ein Bewegungssensor, der Ruhephasen und die Verweildauer im Bett registriert, oder Lichtschranken, die den Weg zur Toilette begleiten. „Sollte plötzlich kein Rückweg

mehr verzeichnet werden, würde nach einem individuell abgesprochenen Zeitraum dann automatisch der Hausnotruf alarmiert“, sagt Projektkoordinatorin Jutta Hillebrand-Morgenroth.

Diese smarten Techniken könnten mit dem altbekannten Hausnotrufdienst gut verglichen werden: „Es geht darum, den Menschen zu helfen, nicht, sie zu kontrollieren“, unterstreicht die Expertin. Es sind präventive Hilfen, sozusagen ein Frühwarnsystem, um Verhaltensänderungen oder Versorgungsdefizite frühzeitig zu erkennen und rechtzeitig reagieren zu können. Ähnlich wie der Hausnotrufdienst begleitet auch die Sensortechnik die Menschen in ihren unterschiedlichen Alltagswelten, doch ohne dass sie dabei Komfort einbüßen oder Gewohnheiten ändern müssten.

**Links** *Das Pilotprojekt beim Caritasverband Brilon zum Einsatz smarter Techniken in der häuslichen Begleitung von Senioren wird von Jutta Hillebrand-Morgenroth geleitet. (Foto: Wamers)*

**Rechts** *Eigenständig im Alltag: Moderne Sensortechnik stört den Tagesablauf nicht. Die kleinen Alltagshelfer können beispielsweise am Herd oder Wasserkocher angebracht werden. (Foto: Tunstall GmbH)*



Die Sensoren an Bett, Herd, Wasserkocher oder Mikrowelle sind klein und stören daher weder den Tagesablauf noch die Nachtruhe. Die erhobenen Daten werden ebenfalls lautlos via Internet transportiert und von einem Statistiksistem erfasst und ausgewertet. Die Auswertung fließt in ein Ampelsystem: Wenn ein außergewöhnliches Verhalten registriert wird, erfolgt eine Warnung in Rot. „Viele sorgen sich, ob sich ihre allein lebenden Angehörigen gut ernähren, regelmäßig ihre Medikamente einnehmen oder ihr Tages- und Nachtrhythmus auch wirklich Bewegungs- und Erholungsphasen hat“, schildert Jutta Hillebrand-Morgenroth ihre Eindrücke aus vielen Gesprächen. Sorgen, die bedrücken, mitunter auch hilflos machen können. „Durch die smarten Techniken können sich die Angehörigen zu Hause an ihrem Computer ein Bild verschaffen, denn die Datenauswertung kann täglich, wöchentlich oder monatlich verglichen werden.“ Dabei unterliegt das System natürlich dem Datenschutz.

Mit der Markteinführung dieser smarten Techniken im Oktober 2012 startete auch die Erprobungsphase im Caritasverband Brilon. Derzeit nehmen drei Senioren und deren Angehörige an der Pilotphase teil.

Sandra Wamers



### Einsatz intelligenter und moderner AAL-Techniken in der Häuslichkeit

Die Abkürzung AAL steht für „Ambient Assisted Living“. Frei übersetzt bedeutet dies: selbstbestimmtes Leben durch innovative Technik. Die Technik soll sich nach den Bedürfnissen der Nutzer richten und nicht umgekehrt. Der Technikeinsatz bezieht sich auf ein Umgebungs- und Verhaltensmonitoring, das abweichende Verhaltensmuster registriert und mit den individuellen Versorgungsproblemen abgleicht. Anhand der Auswertung kann weitere Hilfe organisiert werden. Da das System nicht vom Benutzer bedient werden muss, ist es besonders auch für die Unterstützung demenziell erkrankter Menschen geeignet.

## Es geht auch ohne!

Das St. Bonifatius Wohn- und Pflegeheim in Unna verzichtet auf die Fixierung seiner Bewohner

**E**in sehr klares Bild vom gewünschten Umgang mit den Bewohnern in der eigenen Einrichtung haben die Verantwortlichen und die Mitarbeiter des St. Bonifatius Wohn- und Pflegeheims in Unna seit Jahren. „Schon vor mehr als zehn Jahren wurde der Entschluss gefasst, in unserem Heim gar nicht mehr zu fixieren: weder mit Bettgittern noch mit Medikamenten oder mit sogenannten Therapie-Tischen vor dem Sessel“, schildert Geschäftsführer Klaus Bathen. Und das Konzept hat Erfolg: Wirklich niemand im „Boni“ muss fixiert werden.

Der Gefahr von Stürzen, dem Hauptgrund für Fixierungen, begegnet die Leitung sehr erfolgreich mit einem Trainingskonzept für die Bewohner. Für diesen Bereich der Sturzprophylaxe wurde das Unnaer Bonifatius-Heim vor vier Jahren mit dem Gütesiegel „Sturzpräventive Einrichtung“ ausgezeichnet und war damit unter den ersten zehn Alten- und Pflegeheimen in Nordrhein-Westfalen, die diese Auszeichnung führen durften.

Bereits im Jahr 2000 begann das St. Bonifatius Alten- und Pflegeheim mit den ersten Maßnahmen zur Sturzprophylaxe der Senioren: „Für uns steht die Würde des Menschen im Mittelpunkt. Und diese wird durch jede Form der Fixierung in Frage gestellt“, macht Heimleiter Burkhard Keseberg deutlich. „Niemand darf einen Menschen länger als 24 Stunden in der Bewegung einschränken, ohne dass eine richterliche Genehmigung vorliegt. Außerdem muss unbedingt eine Eigen- oder Fremdgefährdung vorliegen.“

Tatsache ist, dass sich die Pflegequalität in den deutschen Heimen in den vergangenen Jahren deutlich verbessert hat. Dies belegen u. a. Studien sowie die Berichte des Medizinischen Dienstes der Krankenkassen (MDK). Verwischt werde dieses Bild lediglich durch einige allzu plakative Negativ-Schlagzeilen zur Altenpflege: „Viele Senioren leiden unter eklatanten Missständen in Heimen“, lautete etwa der Titel für einen Bericht über einen Pflege-Qualitätsbericht

der Krankenkasse. Unerlaubtes Festhalten, auch Fixierung genannt, ist dabei eine häufig genannte Problemstellung. Die löst das St. Bonifatius Wohn- und Pflegeheim seit mehr als zehn Jahren erfolgreich mit seinem Gegenkonzept. „Bei uns wird kein Bewohner fixiert.“

Vor diesem Hintergrund gingen die Mitarbeiter des St. Bonifatius Alten- und Pflegeheims an die Umsetzung der individuellen Präventionsarbeit gegen Stürze. „Zunächst wird bei jedem einzelnen Bewohner festgestellt, welches Sturzrisiko besteht“, schildert Martina Sommerfeld. Sie ist im Bonifatius-Heim in Unna seit Jahren als Mitarbeiterin für die Sturzprophylaxe zuständig. Sie schaut genau, welche Fähigkeiten vorhanden sind und welche Schwächen. Auch die Umgebung im Zimmer wird geprüft: Stolperkanten am geliebten Perserteppich zum Beispiel. „Der darf dann ruhig liegen bleiben, aber wir müssen im wahrsten Sinne des Wortes Schritt für Schritt einüben, dass trotz dieser Kante nichts passiert.“

Hier beginnt die präventive Arbeit mit den Bewohnern. In Gruppen, aber auch individuell werden die Muskeln trainiert, Gleichgewichtsübungen absolviert und der Umgang mit Hilfsmitteln wie dem Rollator geübt. Ständig sieht man im „Boni“ Mitarbeiter oder Ehrenamtliche und Angehörige in Aktion, die auf Gängen, an Treppen oder im Garten die Alltagswege mit den Bewohnern einüben. „Das Programm gehört für uns zum Alltag, und das ist das Besondere“, weiß Burkhard Keseberg. Hinzu kommt seit einiger Zeit das Training im Bereich „Kinaesthetics“. Dabei wird die Mobilität des Bewohners gestärkt, der im Alltag sowie bei pflegerischen Arbeiten aus eigener Kraft mithelfen kann. „Das hilft natürlich gleichermaßen dem Personal und der eigenen Befindlichkeit in Sachen Sturzprophylaxe“, betont Pflegedienstleiterin Elisabeth Langer.

Die Vermeidung der Fixierung hat sich in Unna längst bewährt. Sie wird von den Be-

wohnern und ihren Angehörigen sehr geschätzt. Die Atmosphäre im St. Bonifatius in Unna strahlt entsprechend Geborgenheit und Sicherheit aus. Und dass auch die Qualität stimmt, belegt eine MDK-Bewertung mit der Gesamt-Note 1,1, die damit über dem Landesdurchschnitt liegt. Ein weiterer wichtiger Effekt: „Viele Hausärzte erleben bei uns, dass der Einsatz von Psychopharmaka stetig reduziert werden kann. Und das ist ansonsten eher selten der Fall.“

Karin Riedel



**Links** Die Sturzprophylaxe gehört zum Konzept des Nicht-Fixierens: Die Physiotherapeutin Martina Sommerfeld trainiert mit Bewohnern.

**Rechts** Der Umgang mit Hilfsmitteln wie dem Rollator wird im St. Bonifatius ständig geübt. (Fotos: Wohn- und Pflegeheim St. Bonifatius)





## Neue Aufgabe im Fußballstadion

Fanprojekt des Caritasverbandes Paderborn

**E**s geht um jugendliche Gewalt, rassistische Parolen und betrunkene Minderjährige: Fehlgeleitetes Fanverhalten und Gewaltexzesse sind ein aktuelles Thema im deutschen Profifußball. Beim ostwestfälischen Fußball-Zweitligisten SC Paderborn 07 begegnet man dieser Entwicklung mit aufsuchender Jugendsozialarbeit in einem vom Caritasverband Paderborn

getragenen Fanprojekt. Der Paderborner Caritasverband ist der erste Ortsverband der Caritas in Deutschland, der eine derartige alleinverantwortliche Aufgabe übernimmt.

Profifußball und Caritas: Geht das zusammen? Auch beim Caritasverband Paderborn hat man sich diese Frage gestellt.



Friedhelm Hake, Leiter „Soziale Dienste“ im Caritasverband Paderborn, beantwortet sie mit einem klaren Ja. „Der wichtigste Teil der Fanarbeit ist Prävention“, sagt er, „es geht darum, Kinder und Jugendliche aufzufangen, die als Fans mit der Szene in Berührung kommen. Es handelt sich also um klassische aufsuchende Sozialarbeit, und das ist eine unserer Kernaufgaben.“

Die beiden Projekt-Mitarbeiter, die Diplom-Sozialpädagogen Philip Krüger und Angelina Bracht, sind Ansprechpartner für Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene unter den SCP-Fans. In der heimischen Benteler-Arena ist das Fanprojekt

mit einem vom Verein gestellten eigenen Büro präsent. Im Mai 2013 wurde ein Fancafé als Anlaufstelle in der Paderborner Innenstadt eröffnet. Dort können sich die jungen Fans des SC Paderborn 07 während der Woche treffen und Ansprechpartner finden. Die Sozialpädagogen bieten zudem betreute Fahrten zu Auswärtsspielen an. Dabei liegt der Fokus auf dem alkoholfreien Fußballgenuss für Minderjährige.

Bei ihrer Arbeit orientieren sich die Caritas-Mitarbeiter an einem breiten sozialarbeiterischen Ansatz. Nicht nur um die Hilfe in der aktuellen Situation geht es, sondern um nachhaltige Beratung und Begleitung

*Viel Prominenz beim öffentlichen Start des Fanprojekts im Dezember 2012: (v. l.) Landesrat Hans Meyer (LWL), Bürgermeister Heinz Paus, Caritasvorstand Patrick Wilk, Landrat Manfred Müller, Projektmitarbeiterin Angelina Bracht, Staatssekretär Bernd Neuendorf, Projektmitarbeiter Philip Krüger, Caritas-Bereichsleiter Friedhelm Hake, Andreas Krumrey (Kreispolizeibehörde) und Martin Hornberger, geschäftsführender Vizepräsident SC Paderborn 07 (Foto: Flüter)*

in schwierigen Lebenslagen. Der Hintergrund des problematischen Fanverhaltens ist wichtig. „Je früher wir reagieren und gezielte Unterstützung bieten können, desto wirksamer“, sagt Friedhelm Hake.

Viele der jugendlichen Fußballfans sind vorher nie oder nur selten mit der Caritas in Berührung gekommen. „Wir haben der Caritas neue Zugänge zu ihrer Klientel eröffnet“, sagt der Paderborner Caritasvorstand Patrick Wilk.

Das Fanprojekt sei eine sinnvolle Anpassung der Caritasarbeit an aktuelle soziale Entwick-

lungen. Zudem könne der Caritasverband Paderborn mit seinem breiten sozialen Angebot bei Bedarf weiter gehende vernetzte Beratung leisten.

Diese soziale Vernetzung der Caritas und die Erfahrung in aufsuchender Sozialarbeit gaben den Ausschlag, als Stadt und Kreis Paderborn, das Land NRW und die Deutsche Fußballliga (DFL) über die Vergabe des Paderborner Projekts entschieden. Im Dezember 2012 wurde das Projekt den Fans vor einem Heimspiel im Stadion des SC Paderborn 07 vorgestellt. „In Rekordzeit“ habe der Caritasverband das Projekt eingerichtet, staunte Martin

## Fanprojekte

Das Caritas-Fanprojekt beim SC Paderborn 07 ist eines von 14 Fanprojekten in den drei oberen Fußballligen in Nordrhein-Westfalen. Es orientiert sich an den Vorgaben des „Nationalen Konzeptes – Sport und Sicherheit“ (NKSS), das den inhaltlichen und organisatorischen Rahmen der Jugendsozialarbeit im Fußballbereich absteckt. Es wurde zuletzt im Oktober 2011 aktualisiert.

Das NKSS bestimmt auch die Grundlagen für die Arbeit der bundesweiten Koordinationsstelle Fanprojekte (KOS), die die sozialpädagogisch arbeitenden Fanprojekte inhaltlich begleitet und koordiniert. Veränderungen und mögliche Überarbeitungen der Standards der Fanprojekte durch die KOS, die Gremien der Bundesarbeitsgemeinschaft der Fanprojekte und den Nationalen Ausschuss Sport und Sicherheit fließen in die Fortschreibung des nationalen Konzeptes ein.



Hornberger, geschäftsführender SCP-Vizepräsident. Der Verein ist nicht direkt in das Projekt eingebunden, weil das Fanprojekt eine eigenständige und unabhängige Identität gewinnen soll. Dennoch werde man eng zusammenarbeiten, kündigte Hornberger an.

Ein guter Kontakt besteht auch zu den kommunalen Trägern Stadt und Kreis Paderborn und dem Land, außerdem zum DFB, die das Projekt gemeinsam mit insgesamt 150.000 Euro im Jahr finanzieren. „Stadt und Kreis war das Projekt sehr wichtig. Die Jugendhilfeausschüsse haben sehr schnell die wichtigen Entscheidungen

gefällt, so dass das Fanprojekt ohne Verzögerung umgesetzt werden konnte“, sagt Friedhelm Hake.

Mit dem Fanprojekt ist der Caritasverband in Paderborn in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses gerückt. „Auch im Verband haben sich anfangs die Kollegen gefragt, was wir mit Fußball zu tun haben“, erinnert sich Patrick Wilk, „aber diese Diskussionen sind verstummt. Mittlerweile hat sich die Überzeugung verbreitet, dass wir genau der richtige Verband für diese fachliche Herausforderung sind.“

Karl-Martin Flüter

*Neues Betätigungsfeld für die Caritas: Bereichsleiter Friedhelm Hake (l.) mit den Projektmitarbeitern Angelina Bracht und Philip Krüger in der Benteler-Arena (Foto: Flüter)*



*Schwieriger Alltag in einer fremden Kultur:  
Stefanie Linz mit der Familie aus  
Aserbajdschan, für die sie Patin ist  
(Foto: Flüter)*





## Anker im Alltag

Beim Projekt „Starthilfe“ begleiten ehrenamtliche Paten junge Menschen auf dem Weg ins Berufsleben

**J**unge Menschen aus einer zugewanderten Familie haben es manchmal schwer, einen Ausbildungs- oder Arbeitsplatz zu finden. In Paderborn setzt der Verein IN VIA mit dem Patenprojekt „Starthilfe“ auf Erfahrung und persönliche Beziehung, um diese jungen Menschen erfolgreich zu unterstützen.

Andreas hatte immer ein Ziel. Er wollte Industriemechaniker werden. Das hat er geschafft. Mittlerweile denkt er sogar daran, Meister zu werden. Doch diese berufliche Karriere lag vor einigen Jahren in weiter Ferne, wäre Josef Ramsel nicht gewesen. 2008 las der pensionierte Förderschullehrer aus Delbrück eine Kleinanzeige. IN VIA Paderborn e.V. suchte ehrenamtliche Betreuer, „Paten“ oder „Mentoren“. Sie sollten junge Menschen aus Zuwandererfamilien beim Start ins Berufsleben begleiten und unterstützen.

Josef Ramsel meldete sich bei Susanne Lehmann, Ansprechpartnerin für das Patenschaftsprojekt „Starthilfe“ bei IN VIA. Die Sozialpädagogin schlug ihm vor, Andreas kennenzulernen. Der Junge hatte an einem Beratungsangebot „Erfolgreich in Ausbildung“ von IN VIA teilgenommen. Seine Familie stammte aus Kasachstan und lebte noch nicht lange in Deutschland. „Auf mich wirkte Andreas sehr verunsichert“, erinnert sich Josef Ramsel an das erste Treffen. „Der Junge hatte die besten Voraussetzungen und trotzdem Schwierigkeiten, eine Ausbildungsstelle in seinem Wunschberuf zu finden.“

Josef Ramsel erkannte, dass Andreas ein Netzwerk persönlicher Beziehungen fehlte, weil er erst wenige Jahre im Land war. Diese Leerstelle wollte er so weit wie möglich ausfüllen. Doch zuerst musste auch der Pädagoge lernen, wie schwer es ist, als Zuwanderer einen Ausbildungsplatz zu finden. Als Andreas trotz aller Bemühungen erfolglos blieb, begann Josef Ramsel,

systematisch Ausbildungsmessen zu besuchen und Unternehmen direkt anzusprechen. Das brachte – endlich – das ersehnte Ergebnis.

Die Aufgabe als Pate war damit nicht zu Ende. Der neue Ausbildungsplatz als Industriemechaniker war in einer Backfabrik angesiedelt, die nicht alle Ausbildungsinhalte vermitteln konnte. Josef Ramsel nahm den Kontakt mit dem Ausbildungsnetzwerk BANG auf, das weitere Unternehmen als Ausbildungspartner vermittelte. Damit Andreas aber tatsächlich zeitweise in einer anderen Firma ausgebildet werden konnte, musste die Agentur für Arbeit eingebunden werden. Josef Ramsel regelte auch das. Zusätzlich traf er sich regelmäßig mit Andreas in Cafés oder Stadtbibliotheken, um die vielen drängenden Fragen und Probleme, aber auch die Fortschritte zu besprechen.

Die Beziehung zwischen Josef Ramsel und Andreas war immer von einem klaren Ziel geprägt. Die Probleme, die sie gemeinsam überwinden, resultieren aus den Hemmnissen, die Andreas' Berufsweg zu blockieren drohten. Josef Ramsel half, die Widerstände aus dem Weg zu räumen. Alles andere geschah von selbst.

Stefanie Linz muss in ihrer Mentorenarbeit viel mehr Orientierungsarbeit im familiären und sozialen Bereich leisten. Sie ist in zwei Patenschaften, den sogenannten „Tandems“, als Patin tätig, berät eine junge alleinstehende türkische Frau und eine Familie aus Aserbaidschan, die noch nicht lange in Deutschland lebt.

In beiden Fällen erlebt sie, wie schwer der deutsche Alltag für Menschen sein kann, die nicht mit ihm vertraut sind. Eine zuverlässige Ansprechpartnerin wie Stefanie Linz wird dann zum einzigen Anker im Alltag. Und Stefanie Linz musste akzeptieren, dass eine Patenschaft nicht alles auffangen kann. So findet die junge Frau, die sie begleitet, keine sichere Berufsperspektive. Immer wieder scheitert eines der Praktika, die mit Hilfe von Stefanie Linz zustande gekommen sind.

An ihrer Aufgabe als Patin hat Stefanie Linz deshalb nie gezweifelt. „Ich bin im Lauf der Zeit geduldiger geworden. Im Alltag zählen die kleinen Veränderungen“,

sagt sie. „Es geht nicht darum, Experte zu sein und alles zu wissen und zu können, es geht vor allem darum, den jungen Menschen zur Seite zu stehen“.

Auch die Paten erleben einen Entwicklungsprozess. „Das ist ein Geben und Nehmen“, sagt Stefanie Linz. Sie hat Lebenswelten kennengelernt, die ihr sonst immer fremd geblieben wären. Das führt zu intensiven Begegnungen, manchmal auch zu Missverständnissen. Doch für diese Fälle ist Susanne Lehmann da als stete Ansprechpartnerin von IN VIA.

Auch Josef Ramsel betont die Gegenseitigkeit, die er in der Beziehung mit Andreas erlebt hat. Das Mentorenprojekt hat es ihm im Ruhestand ermöglicht, noch einmal ganz neue Erfahrungen zu machen. Andreas trifft er nur selten. „Warum auch“, sagt er. Eine Zeit lang konnte er mit seiner Erfahrung helfen. Jetzt geht der junge Mann den eigenen Weg. Sein ehemaliger Pate ist damit zufrieden: „Mehr als das wollte ich nie.“

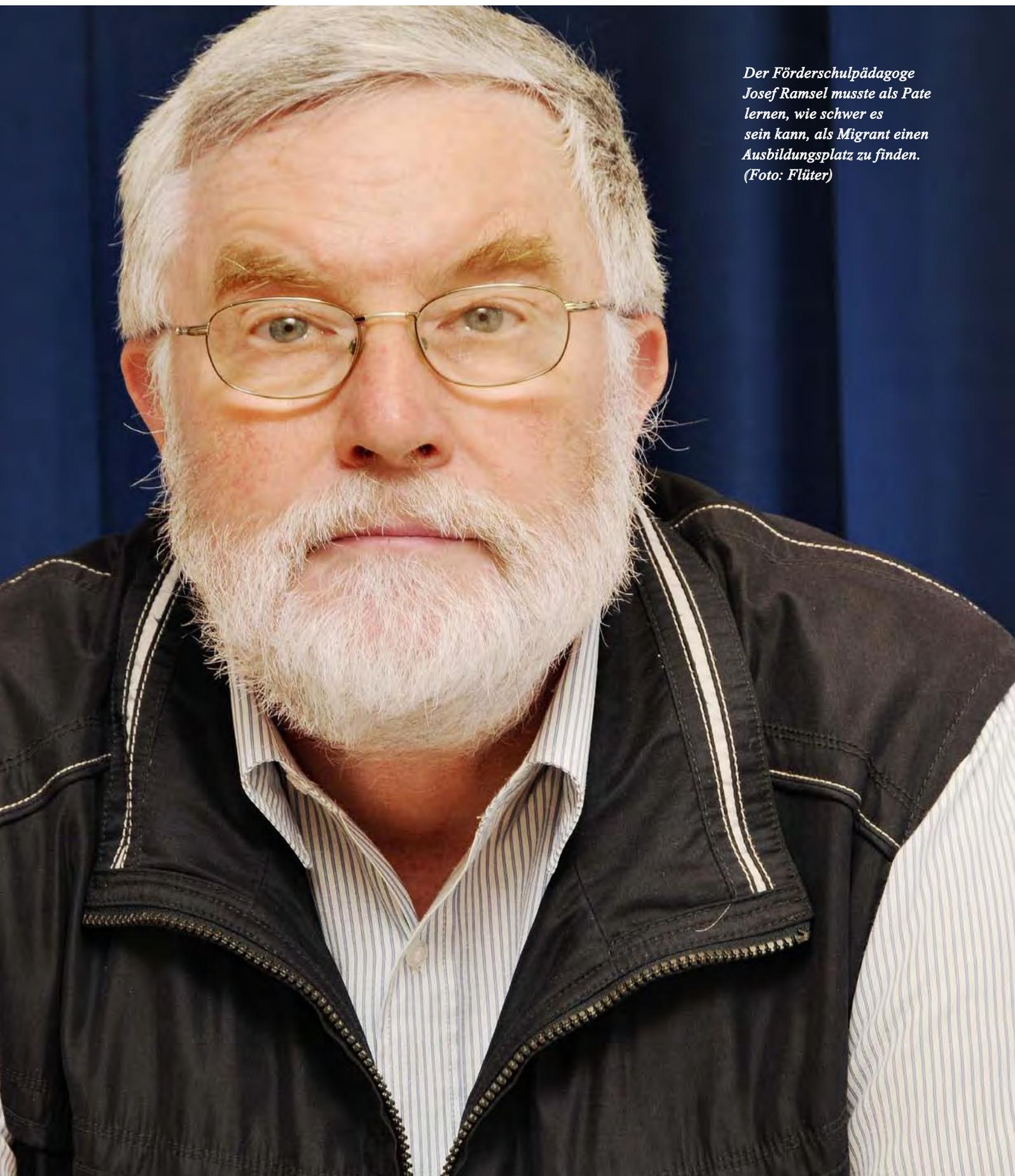
Karl-Martin Flüter

### Starthilfe

Seit 2008 unterstützen ehrenamtliche Patinnen und Paten („Mentoren“) im Rahmen des IN-VIA-Projekts „Starthilfe“ Jugendliche und junge Erwachsene mit einer Zuwanderungsgeschichte beim Übergang von der Schule in die Berufswelt. Sie investieren dafür ein bis zwei Stunden Zeit im Monat. IN VIA vermittelt und begleitet die Tandems und bietet Qualifizierungsangebote für die Paten an.

„Starthilfe“ wurde mit einer dreijährigen Förderung von Aktion Mensch aufgebaut und erfolgreich umgesetzt. „Uns war es wichtig, dass wir auch nach Auslaufen der Aktion-Mensch-Finanzierung im September 2011 das Projekt fortsetzen können. Deshalb haben wir uns jedes Jahr wieder neu um alternative Fördermittel bemüht“, erinnert sich Margret Schwede, Geschäftsführerin von IN VIA. Seit 2013 finanziert sich das Projekt mit Mitteln aus dem Europäischen Sozialfonds NRW sowie der IN-VIA-Stiftung in der Erzdiözese Paderborn. Zurzeit nehmen zehn Tandems an dem Projekt teil.





*Der Förderschulpädagoge Josef Ramsel musste als Pate lernen, wie schwer es sein kann, als Migrant einen Ausbildungsplatz zu finden. (Foto: Flüter)*

Caritasverband  
für das Erzbistum  
Paderborn e.V.

